

Dem Namen Hochwacht oder Hochwachten begegnet man in unserem Lande an verschiedenen Orten. Diese Bezeichnung tragen erhöhte, aussichtsreiche Punkte, wo sich früher Merk- und Loszeichen zur Alarmierung des Landes befanden. Die Hochwachten gehörten zu den Maßnahmen der Kantone zur Sicherung ihres Gebietes in gefährlichen Zeiten und waren über die ganze Eidgenossenschaft verteilt. Hochwachten bestanden schon im 15. Jahrhundert im Gebiet der Stadt Bern; die systematische Einrichtung von Hochwachten oder Chuzen, wie sie im Bernbiet genannt werden, fällt aber ins 17. Jahrhundert, in die Zeit der ersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges. Sie sind in Zürich eine Folge des Defensionsals, das der zürcherische Stadtgenieur 1620 ausarbeitete und das auch die Einteilung des Kantons in Quartiere mit Sammelpätzen für die Mannschaft brachte.

Als Zürich sein Hochwachstsystem einrichtete, suchte und fand es Anschluß an das Chuzennetz von Bern. Die beiden Stände trafen mehrmals Vereinbarungen zu gegenseitiger ungehinderter Verbindung; die zürcherischen Hochwachten auf dem Uetliberg und auf der Lägern korrespondierten mit den bernischen auf Rietberg, Lenzburg und Brunegg. Während im zürcherischen Gebiet 23 Hochwachten standen, gab es im Bernbiet vom Rhein bis zum Genfersee 156, in Freiburg 33 Hochwachten. In den Jahren 1619 und 1628 schuf man auch im Thurgau solche Alarmierungsplätze, von denen mehrere mit dem Schauenberg Verbindung hatten. In den zürcherischen Landen hatte es Hochwachten auf dem Züriberg, auf dem Geißberg ob der Letzi, auf der Lägern, dem Stadler Berg, dem Rheinsberg, dem Irchel, auf Krätzeren, auf dem vordern und hintern Stammheimerberg, bei der Mörsburg, Kyburg, bei Breitenlandenberg, auf dem Hörnli, zu Orn am Bachtel, auf dem Schwertstein (Hombrechtilikon), Pfannenstiel, Zimmerberg und Schnabelburg.

Die Signale der Hochwachten, Wortzeichen genannt, mußten sich nach dem Wetter richten und geändert werden, je nachdem es hell oder neblig war. Nach den Verabredungen von 1623 zwischen Zürich und Bern galten als Feuer- und Wortzeichen: «Anzündung an jedem Ort von drei bygen Holz, dreißig schritt voneinander», bei Tag gab es Feuer mit grünen Ästen und Reisig, um dicken Rauch zu erzeugen. Bei Nebel löste man vier Schüsse mit Böllern oder Mörsern auf jedem Berg. Später wurde festgesetzt, daß jeder Holzstoß vier Fuder Holz enthalten solle, die man auch speisen sollte, damit jedes Feuer eine halbe Stunde brennen könne. Auf den Hochwachten Lenzburg und Brunegg begnügte man sich wegen Holzmanns mit einem einzigen Holzhaufen; dafür sollte an beiden Orten ein Hüchpfannen geordnet werden. Die Ausstattung einer Hochwacht mit dürrem und grünem Holz, mit Pechpfannen und Mörsern wurde später allgemein üblich. Die an Ketten aufgehängten Harzpfannen wurden, wenn das Pech oder Harz angezündet war, an einer hohen Säule, der Harzstüd, hin und her geschwenkt.

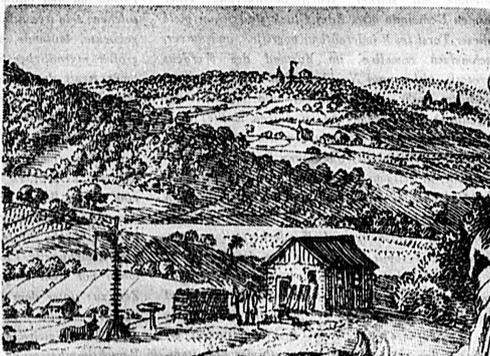
Zur Ausrüstung einer Hochwacht gehörte außerdem eine ufrichte Schyben samt dem Absehen daruff. Diese Scheibe, auch Quadrat oder Absichtsdüchel genannt, bestand aus einer waagrecht



Hochwachthütte oberhalb Langnau

auf einem in den Boden eingerammten Pfahl liegenden Platte, in die in der Richtung nach den korrespondierenden Hochwachten Kerben eingeschnitten waren. Auf dieser Platte ruhte der Quadrat, eine ein Viertelkreis große Scheibe, an dem der Absichtsdüchel, ein Rohr mit Visieröffnung und Korn- oder Fadenkreuz, in der Vertikalebene drehbar, befestigt war, so daß er auf die im Gesichtskreis liegenden Hochwachten genau eingestellt werden konnte. Bei genauer Einstellung des Absichtsdüchels war es möglich, zuverlässig festzustellen, ob eine Rauch- oder Feuerfahne von einer korrespondierenden Hochwacht herträte und als Alarmierungszeichen weitergegeben werden müsse oder nicht. Der Gebrauch dieses Visierinstrumentes war aber bei Nacht weniger leicht als am Tag; man behalt sich daher an einzelnen Orten mit einer einfacheren Einrichtung, wie sie auch auf der Hochwacht Langnau bestand, auf die noch aufmerksam gemacht werden soll.

In nächster Nähe der Hochwacht befand sich gewöhnlich eine Hütte von verschiedener Form und Größe. Sie diente der Wachtmannschaft als Unterkunftsort. Leider sind fast alle Hütten abgegangen, seit die Hochwachten anfangs des 19. Jahrhunderts außer Gebrauch gesetzt wurden; noch vor etwa 60 Jahren sah man einzelne; heute aber ist nur noch eine im ursprünglichen Zustand erhalten; es ist die bis vor 30 Jahren ganz



Ausstattung einer Hochwacht | Gesellschaft der Konstoffler im Zeughaus Zürich | 1708

unbekannt gebliebene und vergessene Hochwacht ob Langnau im Emmental (im Volksmund und auf der Karte heißt der Platz Hochwacht). Eine zweite Hochwacht, bei Ollon, ist nur noch Ruine. Beide führten bis 1918 ein so verschwiegene, unbekanntes Dasein, daß sie dem Verfasser einer vorher erschienenen Schrift über die bernischen Chuzen, wie im Bernbiet die Hochwachten genannt wurden, unbekannt waren; ein Zürcher hat dann die Emmentaler Hochwacht entdeckt und bekannt gemacht.

Zu einer Hochwacht waren, wie die zürcherische «Ordnanz der Hochwachten» meldet, drei Wachtmeister verordnet, von denen jeder 24 Stunden auf dem Platze zu bleiben hatte. Er mußte fleißig um sich sehen, ob er auf den Hochwachten nützlich versperren könne, und wann er etwa Feuer erblickte, so solle er das Absehen auf der Schyben dahin richten, und wann es der Linien just zutrifft und das Feuer und Rauch durch das Absehen sehen kan, und die Lohschütz gehört, insonderheit auf die Hochwachten des Zürich- und Uetlibergs Achtung geben. Wan er dan die Lohung eigentlich hat, als dan sol er es für ein Losung halten und in gleichem die Losung den andern Hochwachten auch geben. Die Wachtmeister hatten auch die Wächter im Gebrauche der Waffen zu üben und sie zu schuldiger Beobachtung ihrer pflichten zu vermahnen.

Die Bedienung einer Hochwacht bestand in Bern und Zürich aus je vier Mann, die täglich wechselten. Jeder mußte mit seinem Unter- und Ubergewehr und mit «Kraut und Loth» wohl versehen sein. Zwei der Wächter standen in gefährlichen Zeiten Tag und Nacht Schildwache, der eine vor der Hütten- und gewöhren, dass die Wächter in der Hütten nicht überfallen werden; die andere Schildwache hatte bei der Scheibe zu stehen und auf die andern Hochwachten Aufsicht zu halten. Wenn auf einer Hochwacht «Rauch, Feuer oder Geschütz aufgehen gesehen oder gehört wurde, so die Schyben ihr gemerk dafür geben thut», mußte er sofort dem Wachtmeister Mitteilung machen. Die Schildwachten hatten mit brennenden Lunten und geladenen Rohren bereit zu sein; sie wurden stündlich abgelöst. Sowohl die Wachtmeister als auch die Wächter sollten nach ihrem Pflichtenheft nüchternen und ehrbaren Verhaltens sein, das Feuer wohl versorgen, mit dem Tabaktrinken (Rauchen) bescheiden umgehen, keine Stöcke und Zankreden noch unehrbare Geschwätze treiben, alles Spielens sich mäßigen, bei der Ausführung und beim Abtreten der Wachen sich still verhalten und niemanden an Häuser und Gütern schädigen.

Die Aufgabe der Hochwacht bestand in der Meldung der Kriegserklärung des Kantons oder des ganzen Landes, wie auch in der Mitteilung von feindlichen Einfällen ins heimische Gebiet. Die Hochwachten waren deshalb nicht bloß in Kriegzeiten besetzt, sondern auch in den Zeiten, die gefährdend schienen; das gespannte Verhältnis der beiden Konfessionen ließ die Hochwachten sogar oft mitten im Frieden in Tätigkeit treten; so wurde das ganze 17. Jahrhundert hindurch bei den bernischen Chuzen Wache gehalten. Die sorgfältige Bestellung der Hochwachten ermöglichte eine imponierend rasche Alarmierung des ganzen Landes; so konnten bei klarem Wetter im Kanton Zürich innert einer Viertelstunde sämtliche Hochwachten durch optische Zeichen benachrichtigt werden; etwas langsamer ging es bei Niederschlägen oder Nebel.

Die einzige noch bestehende Hochwachthütte unseres Landes befindet sich oberhalb Langnau auf einer aussichtsreichen Kuppe des Höhenzuges zwischen den schönen Tälern der Ilfis und der Emme. Der Platz eignete sich sehr gut für den ihm bestimmten Zweck; eine umfassende weite Rundtsicht erschließt sich da oben, die früher, da sie noch nicht durch Wald und Obstbäume eingeschränkt war, dominierend gewesen sein muß. Die Hochwacht Langnau liegt 1028 Meter über Meer; sie ist unter der Bezeichnung «Strick» in der bernischen «Generalabelle aller Wacht-Feuren in Ihre Gnaden Teutsch und Welschen Landens» aufgeführt. Am Fuße des Hügels liegen ein stattliches, typisches Emmentaler Bauernhaus, dessen Bauart seit der Erstellung 1785 keine Veränderung erfuhr, und das neuere, der Berglandschaft wohl angepaßte Kurhaus Hochwacht. In unmittelbarer Nähe des einstigen Chuzenplatzes steht im Schatten eines mächtigen Ahorns die im Außen unverändert gebliebene ehemalige Wachthütte. Ihre Länge beträgt sechs Meter, die Breite fünf Meter, die Höhe bis zum Dachfirst 1,90 Meter; das Dach ist nach Berner Art stark abgewalmt, mit Schindeln gedeckt und drei Meter hoch; auch die Hütte ist noch geschindelnd. Da sie an den Abhang hinleitet, ruht ihr Balkenrost auf der Südwestseite frei auf zwei dicken Holzstulpen. Der Innenraum wird durch vier Fenster mit kleinen Scheiben und Schiebefensterchen erhellt; er muß früher getrennt



Die Hochwacht auf dem Pfannenstiel

gewesen sein; das eine Gemach bildete die Wachstube. Der Vorrat diente wohl zur Aufbewahrung von Gerätschaften. Einfach und interessant zugleich ist die Einrichtung für die Orientierung bei Aufloderndem Feuerschein. Drei Wände sind von Öffnungen, davon zwei schräg, durchbrochen. In der einen steckt noch ein Holzrohr, das früher ein Fadenkreuz enthielt. Blickt man durch das Rohr, so sieht man die Balmege (jetzt auch Wachtege genannt) bei Trub, wo ehemals auch eine Hochwacht eingerichtet war. Von den beiden andern Düncheln wies das eine nach dem Kapf bei Eggwil, das andere nach dem Eichenberg bei der einstigen Burg Brandis ob Lützelstühli; die Hochwacht «Strick» stand also mit den drei genannten Hochwachten in Verbindung. Durch die Vermittlung des Berner Heimatschutz, der 1918 vom Zürcher vom Fund benachrichtigt wurde, erfolgte eine Planaufnahme durch das Technikum Burgdorf.

Noch einige Bemerkungen über die letzte Hochwachthütte auf dem Züriberg. Nachdem im Jahre 1708 die Stud neu gemacht worden war, schenkte man in den späteren Jahrzehnten der gesamten Ausstattung

der Hochwacht nur noch geringe Aufmerksamkeit. Da nach dem zweiten Toggenburgerkrieg von 1712 die innere Lage nie mehr so gespannt wurde, kamen auch die Hochwachten nicht mehr in Gebrauch. 1753 erneuerte man das Wachthaus; schon 1773 befand es sich wieder in sehr mangelhaftem Zustand. «Die Hochwachststud war gänzlich vom Boden hinweggefaulet, auch alle Zubehör, als Seil, Laternen, Wellen, Visier fehlten», so daß im April 1773 alles wieder in guten Zustand gebracht werden mußte. Eichen- und Tannenholz gab mit Erlaubnis der Herren Reichsräte das Bergamt. Alles Eisenwerk soll mit Schrauben gemacht und in Zukunft zu einer neuen Stud und Kreuz ohne Aenderung zu gebrauchen sein. Der Mürsel, der eiserne Korb, Seil und Wellen, Visier, Laternen und die Wellenrollen sollten den Geschworenen und Hochwachtmeister Rinderknecht in Fluntern gegen Schein zugestellt werden. Die gesamten Kosten der Erneuerung beliefen sich auf 185 Gulden, die von den sieben Gemeinden Fluntern, Hottingen, Hirslanden mit Witikon, Riesbach, Zollikon mit Zumikon, Wangen und Dübendorf bezahlt wurden.

Emil Stauber

## «Nicht Trommeln, noch Trompeln»

At Dem schweizerischen Zeitungsleser wird von Zeit zu Zeit von N. O. Scarpì eine Platte Anekdoten serviert. Der flüchtige Leser meint wohl, der Erzähler schüttele sie aus dem Meinel oder aus irgendeiner jener Anekdotensammlungen, die diese Schnitzel der literarischen Kleinkunst unter Stichworten gesammelt haben. Jetzt erscheint im Verlag Zollikofer & Cie. in St. Gallen unter dem verblüffenden Titel «Nicht Trommeln, noch Trompeln» von N. O. Scarpì eine Sammlung von Anekdoten und Bonmots, die beweist, daß auch das Anekdotensammeln den Schweiz der Güter fordert. Scarpì streut seine Anekdoten nämlich in einen erläuternden Text ein, der nicht nur pointiert und witzig ist, sondern geradezu den Grundriß zu einer «Kulturgeschichte der Anekdoten» liefert. Und in uns den Wunsch werden läßt, der Autor möge einmal zu einem breiteren Werk ausholen. Denn keiner bringt so viel Ernst für den Witz mit, wie er, der zur Erkenntnis gelangt ist, daß wir, die wir ohnehin wenig zu lachen haben, uns auch das wenige erst sorgfältig und wissenschaftlich streng bescheiden müssen, bevor wir unsere Mitmenschen damit erheitern wollen. Scarpì sichtet also die Anekdoten, er scheidet den Spreu vom Weizen, denn keine Kunst hat sich durch Taschenpielererei, Ungenauigkeit und zweifelhafte Improvisation so auspekt gemacht wie diese. Man denke nur an all die Bonmots, die dadurch aufgewertet werden, indem man sie kurzerhand in den Mund eines Prominenten legt. Scarpì, viellebereit, vielbeleisen und zum Gesellschafter aus Passion, hat nun einen prächtigen Spürsinn für das Authentische der Anekdotenatmosphäre. Er weiß unter anderem, daß viele dieser großen Worte gar nie gesprochen worden sind, oder dann wenigstens nicht in dieser druckfertigen Gestalt. Aber er läßt auch jene verdichteten Bonmots gelten, so sie sein Menschenleben oder eine Situation so zusammenfassen, daß ihnen Symbolwirkung erwächst. Lacht man über die Anekdoten dieses Bächleins, so schmunzelt man über die sie in der Art einer lachenden Wissenschaft über die Erläuterungen. Von Diktatoren gehen es fast keine Anekdoten. Warum? Schillers Wort über Napoleon gibt der Antwort die Richtung an: «... dieser Charakter ist mir durchaus zuwider! ... Keine einzige heitere Äußerung, kein einziges Bonmot vernehmen man von ihm! Jetzt weiß man, warum alle Hitler-Witze so miserabel sind, fügt Scarpì bei.

Die Anekdote hat ihren Nährboden vor allem in der vornehmen Gesellschaft (die Proletarianekdoten gibt es nicht), dort nämlich, wo man in der mondänen und an trivialer Eilfertigkeit so reichen Atmosphäre des Salon- und Kaffeegesprächs den Absenden «salutempeln» will. Daß Frau de Stiel keine Kundin Elizabeth Ardens war, bestätigt folgende Anekdote: «Frau de Stiel, die ihre einzigen körperlichen Reize, nämlich die schönen Arme, gerne entblößt, trug, sagte: 'Man muß sein Gesicht zeigen, wo man's eben hat.'»

Die Habsburger Monarchie war ein Treibbeet für Anekdoten. Da ist das klassische Bonmot des Grafen Andrássy, in dem durch ein geschliffenes Satzornament über die politische Situation mehr ausgesagt wird als es Seiten eines Buches vermöchten: Graf Andrássy wurde gefragt, warum Ungarn nicht auch an den ausländischen Höfen von Oesterreich getrennt vertreten sei. «Was sollte ein ungarischer Gesandter dort neben dem österreichischen machen», sagte er. «Hätten beide die gleichen Weisungen, dann wäre der eine überflüssig; hätten sie aber verschie-

dene Weisungen, dann wären beide überflüssig.» Und wenn Joseph Caillaux in seinen Memoiren das Bonmot entstreut: «Mit der Innenpolitik ist es wie mit der Liebe. Quand on la fait, on ne pense pas à autre chose», so legt er damit der französischen Politik den Finger mitten in die Achillesferse.

Es gibt vielerlei Anekdotenkategorien, die des Häftlings, des Politikers, des Gesellschafters, des Schotten, des Theaters, der Literatur. Nur die Technik soll ein Holzbock für die Anekdoten sein. Die meisten Anekdoten wachsen im Klima der Literatur und des Theaters. Dichter formulieren auch am Kaffeetisch. Zum Beispiel: Voltaire: «Wenn es keinen Gott gäbe, müßte man ihn erfinden», worauf Diderot prompt: «Was man denn auch getan hat.» Und dieses ist nicht der frivole Witz; Wedekind, zu einer Schriftstellerin, die in München in großer Not lebte und dem Dichter ihre Lage klagte: «Haben gnädige Frau denn niemals daran gedacht, ihren Körper zu verwerten?» Sollte in dieser Anekdote Wedekind erfunden sein, so ist sie trotzdem charakteristisch für Wedekinds zeitweise grassierende erotische Kalt-schmüzigkeit.

Wir wollen es dem Erzähler nicht verargen, wenn es unter seinen Bonmots und Anekdoten nicht nur Witz, sondern auch Witze hat; aber vielleicht sind Witze anonyme Anekdoten, und dann hat Scarpì immerhin nur solche Witze in dieser Sammlung aufgenommen, deren Pointe eben im Bonmot knallt.

Der lachende Leser dieses Bändchens, in dem Anekdoten und Bonmots mit so viel Witz, Geschmack und Kulturkenntnis gesammelt worden sind, wird zum Schluß nun nach dem Sinn des Titels fragen, «Nicht Trommeln, noch Trompeln.» Verstecker Pazifismus?! Bewahre! Auf Seite 85 gibt eine Anekdote Auskunft: «Zu Alexander Dumas kommt ein junger Schriftsteller. 'Ich weiß keinen rechten Titel für mein neues Stück.' 'Kommen Trommeln darin vor?' fragt Dumas. 'Nein,' sagt der Autor erstaunt. 'Kommen Trompeln darin vor?' 'Auch nicht,' sagt der Autor noch erstaunter. 'Dann nennen Sie es einfach: Nicht Trommeln, noch Trompeln.'»

## Nachtigall und Rose

Die junge, schöne Rose  
Hat wohl geweint in der Nacht.  
Noch schimmern die Tränen los  
An ihrer Blütenpracht.

O, Sonne komm mich beglücken,  
So träumet die Rose im Tal,  
Dann lauscht sie in stillem Entzücken  
Dem Lied der Nachtigall.

Die Nachtigall singt voller Sehnen,  
Als müßt sie vor Liebe vergehen.  
Sie hat in den Rosentrieben  
Der Sonne Bild gesehn.

Emmy Ball-Hennings †